

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminirtes Modenkild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmettling“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. E. W. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Abenteuer zweier mährischer Brüder.

(Beschluß.)

Mit Tages Anbruch war eine neue Schneehütte gebaut, und so elend auch immer eine solche Wohnung sein mag, so fühlten doch Alle sich sehr glücklich, in ihr sich bergen zu können. Die Hütte war ungefähr acht Fuß breit und sechs bis sieben hoch; Alle wünschten sich, obgleich sie fühlten, daß es ihnen nicht zum Besten gehe, doch zu ihrer Rettung gegenseitig Glück. Die Missionäre hatten nur eben so viel Mundvorrath bei sich, als sie für die kurze Fahrt von Main nach Okkal bedurften, Joel, sammt Frau und Kind, und Kassigial, genannt der Zauberer, hatten gar nichts. Man war also genöthigt, Alles was sich vorfand, in tägliche Rationen abzutheilen, da man nicht hoffen durfte, diese Gegend so bald zu verlassen, und einen bewohnten Ort zu erreichen. Für den letzten Zweck gab es nur zwei Mittel; entweder den Weg zu Lande durch das wilde und öde Gebirge Kiglapait zu versuchen, oder zu warten bis ein neuer Frost ihnen den Weg auf dem Meere wieder öffnete, was aber noch lange dauern konnte. Sie entschlossen sich also, die tägliche Ration auf einen und einen halben Zwiebel zu beschränken. Da aber hiermit der Magen eines Eskimos nicht zu befriedigen ist, so schlugen die Missionäre vor, einen der Hunde zu schlachten, jedoch mit der Bedingung, daß wenn neuer Mangel eine Wiederholung nöthig mache, der zweite Hund von Gespann der Eskimos genommen werden müsse

Diese antworteten, daß sie mit Freuden einwilligen würden, wenn sie nur einen Topf hätten, um das Fleisch zu kochen, da dies aber nicht der Fall sei, so wollten sie lieber ihren Hunger zähmen, denn sie könnten sich nicht entschließen, rohes Hundefleisch zu essen. Die Missionäre blieben nun in der Hütte und bemühten sich täglich, über ihrer Lampe so viel Wasser zu sieden, als zu einigen Tassen Kaffee nöthig war. Mit Gottes Hilfe blieben sie gesund, und Libisch wurde am andern Tage plötzlich von seinem Halsweh befreit. Die Eskimos waren gutes Muths, und selbst der rohe Heide Kaffigial erklärte, daß man Gott für ihre Rettung danken müsse; denn wäre man genöthigt gewesen, noch länger auf dem Eis zu bleiben, so wären unzählbar Alle an den Felsen zerschmettert worden. Kaffigial war übrigens nicht gut davon gekommen, denn er hatte die Fersen erfroren, und litt viel. Mit Einbruch des Abends sangen die Missionäre mit den Eskimos einen Lobgesang, den sie jeden Abend und Morgen wiederholten.

Am dreizehnten Tage gegen Abend heiterte sich der Himmel auf, und man konnte die Meeresfläch übersehen. Marcus und Joet erkletterten die Berge, um Erkundigung einzuziehen, sie kamen zurück und brachten die Nachricht, daß man selbst von der Höhe herab nicht die kleinste Eisscholle mehr bemerkte, und daß das Thauwetter auch die an der Küste von Nuasärnal geschmolzen habe, sie waren daher der Meinung, daß kein anderer Weg als durch das Gebirge Kiglapait bliebe.

Kaffigial klagte an diesem Tage sehr über Hunger, wahrscheinlich, um von den Missionären eine stärkere Ration als die gewöhnliche zu erhalten. Diese bemerkten ihm jedoch, daß sie selbst nicht mehr hätten als er, und verwiesen ihn mit sanften Worten seine Ungeduld. So oft die Lebensmittel vertheilt wurden, verschlang Kaffigial seine Portion sogleich, und hielt die Hand hin, um noch eine zu empfangen, doch gab er endlich der Vernunft Gehör. Die Eskimos aßen an diesem Tage einen alten Saß von Fischhaut, gewiß ein sehr trockenes und schlechtes Gericht. Während dieser sonderbaren Mahlzeit wiederholten sie brummend die Worte: „Noch vor kurzem warst du ein Saß, jetzt dienst du uns zur Nahrung.“ Gegen Abend trieben einige kleine Eisschollen nach dem Ufer zu, und am vierzehnten Tage Morgens war das Meer damit bedekt, allein der Wind wehte noch sehr heftig, und die Eskimos konnten die Schneehütte nicht verlassen, was sie sehr niedergeschlagen und traurig machte. Kaffigial äußerte, es würde gut sein „schönes Wetter zu machen,“ womit er auf seine Kunst als Zauberer anspielte.

Die Missionäre setzten sich dagegen und sagten, daß ein heidnisches Treiben zu nichts führe, daß aber das Wetter schön werden würde, sobald es Gott gefiele. Hierauf fragte Kaffigial, ob Jesus schönes Wetter machen könne. Die Missionäre antworteten, daß Jesus alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben sei. „Nun denn,“ erwiderte Kaffigial, „so wende man sich an ihn.“ Ein andermal sagte er: „Ich werde Alles das meinen Landsteuten in Seglik erzählen.“ Die Missionäre antworteten: „Sage ihnen, daß wir all unser Hoffen und Vertrauen auf Jesum Christum unsern Erlöser, gesetzt haben, der alle Menschen liebt, und der sein Blut vergossen hat, um sie von ewiger Verdammniß zu befreien.“ An diesem Tage zeheten die Eskimos von einem alten schmutzigen und verbrauchten Zell, das ihnen zum Lager gedient hatte.

Am fünfzehnten Tage war das Wetter noch immer stürmisch, und die Eskimos schienen zuweilen ganz muthlos zu werden; indefß haben sie die herrliche Eigenschaft, schlafen zu können, so oft es ihnen beliebt, und so schlafen sie bei Gelegenheit Tag und Nacht vierundzwanzig Stunden hinter einander. Gegen Abend heiterte sich der Himmel auf, und die Hoffnung war neu belebt. Marcus und Joel gingen abermals auf die Spähe und kamen mit der Nacht zurück, daß das Eis schon ziemlich fest und bald zur Fahrt geeignet sei. Die armen Hunde hatten schon vier Tage gefastet, da jedoch Ausflüchten zu baldiger Abreise waren, so bewilligten die Missionäre jedem einige Stük Zwiebel. Die Temperatur der Luft war plötzlich mild geworden und dies war eine neue Quelle der Betrübniß für die Reisenden, deren Ausbünstung und Athem das Dach der Schneehütte nach und nach schmelzte, so daß alle Gegenstände einer beständigen Feuchtigkeit ausgesetzt waren. Dem Bericht der Missionäre zufolge, war diese Beschwerde die empfindlichste von allen, die sie zu bestehen hatten, denn jeder Faden ihrer Kleidung war durchnäßt, keine trofene Stelle war zu finden, wo sie sich niederlegen konnten.

Am Morgen des sechzehnten Tages heiterte sich der Himmel auf, aber der Wind trieb Wolken des feinsten Schnees herbei. Joel und Kaffigial entschlossen sich ihre Reise nach Okkal über Quasärnal fortzusetzen, und reisten ungeachtet des Windes und Schnees, der ihnen in's Gesicht schlug, ab. Marcus konnte sich nicht entschließen weiter gegen Norden vorzubringen, weil, seiner Meinung nach, die Gewalt des Sturms das Eis an der Küste von Sikkeraak so sehr angehäuft haben mußte, daß es unmöglich war an's Ufer zu kommen; indefß glaubte er, daß man sich noch mit Sicherheit nach Sü-

den wenden könnte, indem man den Berg Kiglapit umgebe. Die Missionäre versuchten ihn zu bereden, Joel und Kassigial zu folgen, allein er war unbeweglich, und sie wagten nicht auf ihrem Verlangen zu bestehen, weil ihnen die Dertlichkeiten nicht hinlänglich bekannt waren. Es war indes hohe Zeit, etwas zu wagen, um an einen bewohnten Ort zu kommen. Nach mancherlei Versuchen ging Turner mit Marcus abermals aus, um das Eis zu untersuchen, und da Beide überzeugt zu sein glaubten, daß es fest genug sei, so entschlossen sie sich endlich, dem Schutze Gottes vertrauend, nach Nain zurückzukehren.

Am siebzehnten Tage trat stärkerer Wind mit Naxregen ein; dennoch reisten sie um zehn Uhr Morgens ab. Markus lief dem Schlitten voraus, um den Kiglapit herum, um guten Weg zu suchen, und um ein Uhr Nachmittags waren sie mit Gottes Hilfe aus aller Gefahr und erreichten die Bai. Hier fanden sie einen guten Weg auf ebenem Eis, hielten eine Mahlzeit von dem Rest des Vorrathes und nahmen etwas Kasse. So gestärkt setzten sie ihren Weg ohne anzuhalten bis Nain fort, wo sie um Mitternacht anlangten. Die Brüder zu Nain waren über ihre Rückkehr höchst erfreut, denn die Berichte jener Eskimos die den Missionären begegnet, und deren dunkle Warnungen verschmäht worden waren, hatten die lebhaftesten Besorgnisse erregt. Ein Eskimo, dessen Frau für den Bruder Samuel Liebisch irgend ein Kleidungsstück verfertigt hatte, ging zur Frau des Beztern, um den Arbeitslohn zu fordern. „Warte nur,“ sagte Frau Liebisch, „bis mein Mann zurückkommt, dann wird er seine Rechnung berichtigen.“ „Samuel und William werden nicht mehr wiederkehren,“ antwortete der Eskimo. „Wie? warum? wie kannst du das sagen?“ Nach kurzem Ueberlegen erwiederte der Eskimo mit dumpfer Stimme: „Samuel und William sind nicht mehr; ihre Knochen sind zerschelt und liegen im Bauch des Haifisches begraben.“ Die erschrockene Frau Liebisch rief ihre Familie zusammen, und man fragte den Eskimo aus, dessen Antworten jedoch immer gleich dunkel und unzuverlässig klangen. Er schien fest überzeugt, daß man die Reisenden zu Nain nie wieder sehen werde, und daß sie unmöglich einem solchen Sturme entinnen könnten. Man kann leicht denken, wie innig die Familie der Brüder Gott für deren Rettung dankte. Auch in Nain hatte der Sturm gewüthet, obschon mit geringerer Heftigkeit, als an einer Küste, die durch keine Insel geschützt ist. Alle versammelten sich am folgenden Morgen um Gott für eine so wunderbare Rettung zu danken.

Großer Weinverbrauch in St. Petersburg.

In der Hauptstadt Rußlands lebt Jedermann wie ein großer Herr. Selbst im gewöhnlichen Leben herrscht viel Luxus, ob es schon daselbst im Verhältniß zu andern Ländern ziemlich theuer ist; der Wein fließt wie in den weinreichsten Gegenden. Bordeauxwein ist der gewöhnliche Wein und selbst in Frankreich trinkt man ihn nicht alle Tage. In St. Petersburg legt man ein Faß Wein in seinen Keller ein, wie in Deutschland eine Tonne Bier. Von seinem Medoc spricht man von einem gewöhnlichen Getränke. Man trinkt ihn nicht aus Gläsern, sondern wie mitten in Weinländern, aus Bechern. Der Sportwein ist jedoch ein eben so nothwendiges Getränk als der Bordeauxwein. Ein Hausvater von der Mittelklasse setzt einem Freunde, den er zum Abendbrote gebeten hat, eine Bouteille Chateau Margaux vor; an einem Gesellschaftstage gibt er vielleicht zu dem Braten ein Glas Madeira. An einem andern Tage setzt er für die Liebhaber Graves oder Sauterne oder auch zum Nachtrische ein Glas Malaga und für die Damen süße Weine vor.

Die englischen Bogenschützen.

Vom siebenten Jahre an führte sonst der englische Knabe den Bogen und legte ihn nicht früher ab, als bis sein Arm zu schwach war, um ihn spannen zu können. Das geschah aber nicht immer bloß aus eigenem Antriebe. Von der Regierung des Eroberers an bis zur Einführung der Flinten wurden von Zeit zu Zeit Gesetze gegeben, welche den Zweck hatten, den Gebrauch dieser Nationalwaffe der Engländer nicht untergehen zu lassen. Ein solches Gesetz erschien noch unter der Regierung Heinrichs VIII. und lautet: „Der Vater oder Herr, welcher einen oder mehrere Söhne oder Diener hat, die über 17 Jahre sind und es ihnen einen ganzen Monat an einem Bogen und zwei Pfeilen fehlen läßt, soll 6 s. 8 d. (2 Thlr. 4 Gr.) Strafe bezahlen, eben so jeder Diener, welcher für Lohn dient, über 17 Jahre und noch nicht 60 Jahre alt ist und keinen Bogen nebst zwei Pfeilen besitzt.“

Eitelkeit der Pariser Friseurs.

Unter Ludwig dem XIV. sungen die Friseurs an, sich Künstler (artistes) zu nennen. Dies nahmen die Zünfte sowohl der

Handwerker als der Künstler übel und verklagten sie beim Parlament. Die Haarkünstler wurden zur Verantwortung gezogen und vertheidigten sich folgendermaßen: „Wir sind in der That Künstler, weil unsere Beschäftigung Genie und Kunstfertigkeit erfordert, und nicht ein mechanisches Geschäft ist. Einen Damenkopf gehörig zu abjuriren, erfordert eben so viel Genie und Kunstfertigkeit, als eine Pindarische Ode zu dichten oder ein schönes Gemälde zu verfertigen.“

Dr. Kump.

W i e g e n l i e b.

Schlaf süßes Kind!

Es sollte lind

Der Frühling auf der Au schon stehn,
Doch kam vom Berg mit rauhem Wehn

Der Winter wieder

Und trat danieder

Die Blümchen fein.

Schlaf ein, Schlaf ein!

Schlaf süßes Kind!

Es schau'n sich blind

Die Weisen nach der Wahrheit um,

Die Zeit dazu ging längst herum;

Doch herrscht noch immer

Der Trug und Schimmer,

Der falsche Schein.

Schlaf ein, Schlaf ein!

Schlaf süßes Kind!

Es kam ein Wind,

Der sauste dreist und sprach so frei,

Doch leider war es bald vorbei!

In Kerkerlöde

Schweigt wieder Klöde

Nun Groß und Klein.

Schlaf ein, Schlaf ein!

Schlaf süßes Kind!

Einst hochgesinnt

Erharrest du den Sternenzranz

Zür Tugend, doch vergebens ganz;

Denn sie zu lohnen
Gibt Dornenkronen
Die Welt allein.
Schlaf ein, schlaf ein!

Schlaf süßes Kind!
Dich weist geschwind
Mit deines Lebens Schuldbrief bort
Die Jugend zu dem Alter fort;
Dies schickt zurücke
Mit trübem Blicke
Zum Wiegenstreu.
Schlaf ein, schlaf ein!

Schlaf süßes Kind!
Gar schnell entspinnt
Sich dann in dir der finstre Streit,
Ob Traum dein Sein, ob Wirklichkeit?
O' er zu Ende
Wirst du lebende
Im Grabe sein.
Schlaf ein, schlaf ein!

S. r.

Theater in Pesth.

Zu unsern beiden Gästen, den Hrn. Babnigg und Kunst, ist nun auch ein dritter, sehr geschätzter, hinzugekommen. Wir meinen die Königl. bayerische Hofschauspielerin Mad. Birch-Pfeiffer, die uns bereits durch ihre frühern Kunstleistungen auf hiesiger Bühne so vortheilhaft bekannt ist. Mad. Birch-Pfeiffer gehört zu den Schauspielerinnen ersteren Ranges in Deutschland, die durch äußere und innere Vorzüge noch jedes gebildete Publikum in bedeutendem Grade angesprochen hat. Sie trat hier in der schon so vielfach abgenützten Rolle, Katharina, in „Johann v. Finnland,“ zum erstenmal auf und doch wußte sie sich hierin einhelligen Applaus zu erwerben. Ihre stattliche Figur, ihr wunderschönes, vielleicht unübertroffenes Organ, verbunden mit einem von der richtigsten Seite aufgefaßten und tief gefühlten Spiel ertheilt selbst dem mattesten Ge-
rippe einen lichtvollen Anstrich, und, was die Hauptsache ist, sie vermag zu imponiren, ohne zu grellen Mitteln ihre Zuflucht zu neh-

nehmen. Sie bewies dies auch in den folgenden Rollen und wir bedauern nur, daß sie in ihrem eigenen Stücke („Robert der Tiger“) größtentheils stumm war; weshalb ein Verlust, so lange den Genuß ihrer schönen, reinen Aussprache zu entbehren! — Allenthalben erhält sie die lautesten Aeußerungen unsers Publikums, wie willkommen ihre Erscheinung ist. — Hr. Kunst scheint nun seine Gastdarstellungen beendigt zu haben, nachdem er sich dreimal, als Robert der Tiger, stürmisch stürmischen Beifall errang. Herr Kunst ist unstreitig ein ausgezeichnete Mime und er würde es noch mehr sein, wenn er gewisse tobende Bewegungen in Sprache und Gesten aus seinem Spiele entfernte. — Hr. Babnigg setzt seine trefflichen Kunstleistungen fort. Er wiederholte den Fra Diavolo, und war zum Zweitemale in Gesang, Spiel und Kostume weit befriedigender als das Erstmal. — Hr. Grill gab wieder den Lorenzo sehr gut; nur möchten wir ihn fragen, warum er diesmal seine Arie im dritten Akt, eine der besten Nummern dieser Oper, nicht sang? — Als Kreuzritter, in Maierbeers Oper, zeigte sich Hr. Babnigg wahrhaft großartig. Hier bewies er mehr als irgendwo, was er durch Kunst zu ersetzen vermag. —

Zwei neue Stücke wurden uns vor kurzem vorgeführt. Das Eine nannte sich: „Die Wege des Lebens oder die Emigranten“, ferner hießen die drei ersten Akte: „die Entdeckungen“ und der letzte Akt: „das Resultat“. Alle unsere Entdeckungen führten uns zu dem Resultate, daß wir über diese „Wege des Lebens“ etc. etc. nichts weiter zu sagen haben. — Das zweite Stück heißt „Robert der Tiger“ (nicht Tyger) von Mad. Birch-Pfeiffer. Dieses Drama, das mit Maierbeers Oper „Robert der Teufel“ einen Stoff hat, ist wenigstens voll der überraschendsten Situationen, und der Umstand, daß es dreimal in einer Woche gegeben wurde, zeigt, daß die Verfasserin Bühnenkenntniß hat, und auf das Publikum zu wirken weiß.

B.

Modenbild. Nr. 21.

Pariser Anzüge vom 10. Mai. 1. Reisstrohhut. Kleid von Gros de Naples. — 2. Koeffüre mit Fittlerosen. Kreppkleid mit Bändern gezieret.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.



Modellatt z. Spiegel.